

# Schwerpunkt

Maria Weilandt

## Zur Produktivität intersektionaler und queertheoretischer Ansätze in der Modeforschung

### Zusammenfassung

Mode und Geschlecht sind innerhalb modischer Praktiken auf komplexe Art und Weise miteinander verbunden. In diesem Beitrag schlage ich vor, eine intersektionale und eine queertheoretische Perspektive in die Modeforschung zu integrieren, um der Ambivalenz und Hybridität modischer Praktiken methodisch zu begegnen. Dabei fasse ich zunächst Gender als interdependente Kategorie, die in sich bereits durch andere Kategorien konstruiert ist. Anhand zweier Beispiele, der modischen Stereotypisierungen dapper und DapperQ, skizziere ich beispielhaft, was eine solche Perspektive in der Modeforschung leisten kann. Dabei geht es exemplarisch darum, wie modische Gendernormen visuell und textuell konstruiert sind und wie sie, innerhalb queerer Praktiken, gestört bzw. dekonstruiert werden.

### Schlüsselwörter

Mode, Intersektionalität, Interdependenz, Queerness, Stereotyp, DapperQ

### Summary

Intersectionality and queer theory as critical approaches in fashion studies

The relationship between gender and fashion can be characterized as highly complex, hybrid and ambivalent. I therefore propose to incorporate two perspectives into its analysis. I conceive gender to be a category which is characterized by its interdependency, meaning it is internally structured by other categories such as sexuality, class, race, ability and age. This intersectional approach, I expand by adding a concept of queerness. This enables me to focus on practices which disrupt, intervene in or deconstruct gender norms in fashion. I exemplify this approach by comparing two fashionable stereotypes: the American dapper and its appropriation DapperQ.

### Keywords

fashion, gender, intersectionality, queer, stereotype, DapperQ

## 1 Einführung

Mode ist ein Ensemble ineinandergreifender modischer Praktiken. Im Kern dieser Praktiken steht das Handeln mit Kleidung, der über komplexe Signifikationsprozesse die Bedeutung Mode stetig zu- oder abgeschrieben wird. Ich folge in diesem Verständnis von Mode der praxeologischen Definition dieses Phänomens, wie sie Gertrud Lehnert (z. B. 2013) geprägt hat. Sie spricht von Mode als Dynamik, also nicht von etwas, das sich materiell konkretisieren oder gar als stabile Entität beschreiben ließe. Diese Herangehensweise an Mode vermag es, der Komplexität und Hybridität des Phänomens ‚Mode‘ konzeptuell zu begegnen, ohne deren Facettenreichtum einzuebnen.

Mir geht es in diesem Aufsatz darum, einen möglichen methodischen Zugriff auf Mode vorzuschlagen. Dabei möchte ich einen wichtigen Aspekt modischer Praktiken besonders betonen: Wenn man Mode als kulturelle Praktiken analysiert, bedeutet das auch, dass es nicht (oder nicht nur) darum geht, zu beschreiben, was zu einem Zeitpunkt in Mode ist. Es geht auch ganz zentral um die dahinterliegenden Prozesse und

Rhetoriken, die dazu führen, dass in einem spezifischen raum-zeitlichen Kontext etwas zu Mode erklärt wird und dies (wiederum in einem bestimmten Kontext) auf Akzeptanz stößt.<sup>1</sup> Es geht mir also um die normativen Praktiken der Mode, die (Geschlechts-) Identitäten, Begehrensformen, Körper, Bevölkerungsgruppen, Lebensstile etc. ein- oder ausschließen. Mode gehört zu den unmittelbar identitätsstiftenden Praktiken und ist damit auch Gegenstand von Identitätspolitik. Ist etwas erst einmal als Mode bezeichnet, wird es zur materialisierten Norm, die von uns auf dem Körper getragen wird – oder präziser: die maßgeblich dazu beiträgt, unseren Körper als kulturelle Größe zu formen<sup>2</sup>. Modische Praktiken bringen Mode immer wieder neu hervor. Dabei ist zentral, *wer* etwas *wie* und *in welchem Kontext* als Mode inszeniert. Handelnde müssen aus der entsprechenden Machtposition heraus agieren, um an Praktiken der Bezeichnung und Markierung von Mode partizipieren zu können.<sup>3</sup>

## 2 Mode und Intersektionalität

Modische Normen sind immer Gendernormen. Geschlecht ist in alle Moden eingeschrieben. Das heißt auch, dass über Mode bestimmt wird, wie eine bestimmte Geschlechtsidentität performt wird und wer sie performen kann. Dort, wo Mode als globalisierte kapitalistische Dynamik wirkt, dominieren die binären Geschlechtsidentitäten ‚Frau‘ und ‚Mann‘. Wie alle Normen sind aber auch die modischen Gendernormen hochkomplexe Konstrukte und so sind beispielsweise als ‚weiblich‘ markierte Moden oft gleichzeitig Konstruktionen einer weißen, ableistischen, ageistischen, westlichen, mittelständischen, cis-weiblichen Mode. Die Liste ließe sich fortsetzen. Wie lässt sich aber der Komplexität dieser Praktiken methodisch begegnen? Ich möchte vorschlagen, eine intersektionale bzw. interdependente Perspektive in die Modeforschung zu integrieren, um so einen neuen Blick auf die Verbindung von Mode und Geschlecht werfen zu können.

Intersektionalität entstand als Begriff und Konzept in den 1970er- und 1980er-Jahren und bündelt unterschiedliche Fragestellungen und Impulse, u. a. aus dem angloamerikanischen Black Feminism sowie der Critical Race Theory.<sup>4</sup> Als produktive Erweiterung der deutschsprachigen Gender Studies hat Intersektionalität aber gerade in den letzten Jahren viel Aufmerksamkeit erhalten.<sup>5</sup> Gegenstand der Intersektionalitätsforschung sind

1 Dazu gehört auch, dass anderen Dingen (Kleidungsstücken, Schnitten, Formen, Stilen usw.) dieser Status wieder aberkannt wird.

2 Vgl. zum Konzept des Modekörpers als „Amalgamierung von Körper und Kleid“ (Lehnert 2016: 19) vor allem Lehnert (2013), Kap. 2. Modekörper existieren laut Gertrud Lehnert nur in dem Zeitraum, in dem wir ein bestimmtes Kleiderensemble tragen. Die so zustande gekommene Verbindung aus Kleidung und Körper schafft als Modekörper eine eigene Körperlichkeit bzw. Räumlichkeit und ermöglicht dann auch nur ein bestimmtes Bewegungsrepertoire.

3 Vgl. dazu einleitend beispielsweise Leutner (2011). Zu Mode als System vgl. außerdem Kawamura (2005) und Esposito (2004).

4 Für einen Überblick zur Geschichte des Konzepts siehe Walgenbach 2012a und 2012b. „Intersectionality“ als Ansatz fand über die Formulierung von „Achsen der Differenz“ (vgl. dazu vor allem die Arbeiten von Cornelia Klinger, z. B. Klinger 2003) ihren Weg in die deutschsprachigen Gender Studies.

5 Dass die Markierung von Intersektionalität als ‚neuem‘ Ansatz z. T. zu Ausschlüssen anderer, ähnlich gelagerter Ansätze führen kann, hat Lann Hornscheidt (2014) eindrücklich gezeigt.

## Der „deviante“ Körper: die Verhandlung des weiblichen Körpers in alltäglichen Kleidungspraktiken medialer Selbstinszenierung

### Zusammenfassung

Kleidung kann als Material zur Identitätskonstruktion verstanden werden, das anhand der Kenntnis impliziter wie expliziter Regeln situationsadäquat zur Inszenierung des erfolgreichen Subjekts eingesetzt wird. Dem devianten Körper wird der Zugang zu trendbewusster Kleidung limitiert und somit auch die Identitätskonstruktion als „fashionable personae“ erschwert. Anhand einer inhaltsanalytischen Untersuchung von Blog-Postings des Curvy Sewing Collective (CSC) und Selbstpräsentationen der sich als kurvig oder fett bezeichnenden Autorinnen können die Auseinandersetzung mit Kleidung als Material und der Praxis des Ankleidens als an einer sozialen Umwelt ausgerichteten Form der Optimierung des eigenen Körpers nachgezeichnet werden. Im Zusammenhang mit der Gemeinschaft des CSC entwickeln die untersuchten Subjekte Technologien des Selbst, die es erlauben, sich trotz wahrgenommener Devianz sozial akzeptabel zu kleiden und eine erfolgreiche Identitätskonstruktion als attraktive, modebewusste Frau zu unterstützen. Obgleich die dargestellten Attraktivitätsnormen Vorstellungen von normativer Weiblichkeit reproduzieren, ermöglicht das Kollektiv so individuelles Empowerment für die Teilnehmerinnen.

### *Schlüsselwörter*

Deviante Körper, Identität, Fashion-Blogs, Praktiken des Kleidens, Nähen

### Summary

“Deviant” bodies: Female bodies and everyday clothing in online self-presentations

Clothes can be regarded as the material by which we construct identities. By knowing the implicit and explicit rules of social settings we can use this material to successfully stage a subject. Deviant bodies have limited access to seasonal fashion trends, which also prevents them constructing “fashionable personae”. Using a qualitative content analysis, the article investigates blog postings by the Curvy Sewing Collective. The self-presentations of authors who self-identify as curvy or fat allow me to illustrate how these women use clothes as the material for as well as the practice of dressing as strategies for optimizing one’s corporeal capital. Women develop technologies of the self in cooperation with the Curvy Sewing Collective which enable them to create socially acceptable clothing, despite their deviant bodies. In addition, these technologies support successful identity construction processes and produce images of attractive, fashionable subjects. The collective therefore fosters individual empowerment, though under the conditions of normative femininity.

### *Keywords*

deviant bodies, identity, fashion blogs, clothing, sewing

## 1 Vergeschlechtlichte Körper, korporales Kapital und Devianz

Der ideale weiblich gelesene Körper scheint – zumindest im globalen Norden – vor allem dünn und fit zu sein. Dies suggerieren Zeitschriften und TV-Formate, es lässt sich an Gesundheitspolitiken ablesen sowie an einem großen Markt an Konsumgütern zur Aufrechterhaltung ebenjenes Körperbildes. Zeitgleich zur Idealisierung des dünnen und „normalen“ Körpers findet eine Pathologisierung des abweichenden und „monströsen“ Körpers (Shildrick 2002) statt, der sozial, moralisch, politisch und medizinisch als bedenklich markiert wird (Peters 2014: 48f.). Höppner betont, dass der Körper im neoliberalen Setting nicht als „biologisches Schicksal“ verstanden wird (Höppner 2011: 45f.). Wird er als abweichend wahrgenommen, kann er ganz im Sinne einer (korporalen) Kapitalie (Bourdieu 1983; Schroeter 2006) über Zeit und Arbeit transformiert werden, um ihn den Vorstellungen des Felds anzupassen. Schroeter (2006: 965) differenziert dabei zwischen verschiedenen Funktionen des Körpers: als 1) subjektive Identitätsfläche, 2) Instrument des Selbst und 3) handlungsfähige Struktur. Den drei Bereichen ordnet er Optimierungsmaßnahmen zu. Wird Kleidung nun als Material im Sinne eines Zeichensystems verstanden, das der sozialen Umwelt Aspekte von Identität (Zugehörigkeit zu sozial relevanten Kategorien) kommuniziert (Entwistle 2015: 114ff.), so lassen sich diese Optimierungsmaßnahmen auch auf Praktiken des Kleidens anwenden, wie anhand der Punkte 1) und 2) hier näher ausgeführt wird<sup>1</sup>.

Betrachtet man Körper und Kleidung als *subjektive Identitätsfläche*, so lässt sich über Kleidungsstil und Zeichenverwendung nicht nur die Zugehörigkeit zu einer Subkultur ausdrücken. In der Darstellung kann auch die binär vergeschlechtlichte Identität verdeutlicht bzw. können die dichotomen Kategorien verunsichert oder die Inszenierung als (sexuell) begehrenswertes Subjekt ermöglicht werden (Hebdige 1979; Twigg 2009). Hier benötigt es die Kenntnis der sozialen Räume, für die Individuen sich kleiden, mit ihren unterschiedlichen Anforderungen und expliziten wie impliziten Regeln:

„The individual and very personal act of getting dressed is an act of preparing the body for the social world, making it appropriate, acceptable, indeed respectable and possibly even desirable. Getting dressed is an ongoing practice, requiring knowledge, techniques and skills, from learning how to tie our shoelaces and do up our buttons as children, to understanding about colour, textures and fabrics and how to weave them together to suit our bodies and our lives“ (Entwistle 2015: 7).

Clarke und Miller (2002) zeigen in ihrer Studie zum Einkaufsverhalten, dass die wahrgenommene Normativität von „angemessener“ Kleidung Frauen deutlich in ihrem Alltag beeinträchtigt. Die Sorge, in der Präsentation nach außen zu scheitern, kann nur durch die Unterstützung und Bestätigung der sozialen Umwelt aufgefangen werden. Damit verrät Kleidung nicht nur etwas über Identitätskonstruktionen, sondern auch über Mikrostrukturen sozialer Ordnung. Im Verständnis von Praktiken des Kleidens als Variante des „Schönheitshandelns“ (Degele 2004: 10) sind der Körper und das ihn kleidende

1 Unter dem dritten Punkt, der handlungsfähigen Struktur, versteht Schroeter Bemühungen, den Körper gesund und leistungsfähig zu halten. Auch dies lässt sich mit Kleidung in Verbindung bringen, beispielsweise im Bereich assistiver Technologien, ist aber für den vorliegenden Aufsatz nicht von Relevanz und wird hier nicht weiter ausgeführt.

## Modisches Handeln als Strategie der Veruneindeutigung? Eine kritische Diskursanalyse über ‚islamische Mode‘

### Zusammenfassung

Der Beitrag beschäftigt sich mit dem medialen Sprechen über vestimentäre Praktiken rund um ‚die islamische Mode‘. Mithilfe der Wiener Kritischen Diskursanalyse argumentiere ich dafür, dass eine postkoloniale Perspektive auf das Themenfeld von Mode und Geschlecht unabdingbar ist. So lässt sich durch die Analyse von deutschsprachigen Berichterstattungen, die durch Interviews mit Expertinnen und ethnografischen Beobachtungen flankiert wurden, die Janusköpfigkeit von modischen Handlungen aufzeigen: Einerseits besitzen modische Handlungen das Potenzial, fixierte Bedeutungen von vergeschlechtlichten und religiös konnotierten Kleidungsstücken zu veruneindeutigen, andererseits können sich in modischen Handlungen und im Sprechen über sie koloniale Blick- und Denkgregime aktualisieren. Insbesondere das Stereotyp ‚der unterdrückten muslimischen Frau‘ wird immer wieder aufgerufen und dient in den Berichterstattungen dazu, ein ‚Gegenbild‘ zu konstruieren: die schöne, selbstbestimmte, kauffreudige Muslimin. Durch die referentielle Strategie der Synekdoche und Generalisierung wird dieses ‚Gegenbild‘ homogenisiert, exotisiert und gleichzeitig vereinnahmt.

### Schlüsselwörter

Postkolonialismus, Diskursanalyse, Religion, Geschlecht, Veruneindeutigung

### Summary

Fashion acts as strategies for creating ambiguities? A critical discourse analysis of "Islamic fashion"

This article discusses the media language used to talk about clothing practices around the topic of "Islamic fashion". Adopting the discourse-historical approach, I argue that a postcolonial perspective of fashion and gender is indispensable. An analysis of articles written in German, expert interviews and ethnographic observation reveals the Janus-faced nature of fashion acts: On the one hand, fashion acts have the potential to make fixed meanings of gendered and religionized clothes ambiguous. On the other hand, colonial regimes of gaze and thinking can be updated in fashion acts and speaking about them. In particular, the stereotype of "the oppressed Muslim woman" is repeatedly invoked and serves to create a counter-image in reporting: the beautiful, self-determined Muslim who is eager to buy. This counter-image is homogenized, exotified and simultaneously appropriated through the referential strategies of synecdoche and generalization.

### Keywords

postcolonialism, discourse analysis, religion, gender, ambiguity

## 1 Einleitung

„Die Mode soll Frauen befreien. Ach was. Es hat herzlich wenig mit Diversität zu tun, wenn ein Model seine Religion ostentativ zur Schau stellt. Die interessiert niemanden, denn der Laufsteg ist sozusagen neutrale Zone. Es ist zudem geradezu grotesk, denn Mode soll die Frauen ja eben befreien von all dem, was ihnen wer auch immer vorschreibt; Mode ist das explizite Gegenteil von Vorschriften.“

(Weber 2017: 36)

Bettina Webers Kommentar in der Schweizer Zeitungsbeilage *Der kleine Bund* ist ein Beispiel für mediales Sprechen über vestimentäre Handlungen. Genauer ein Beispiel für das Sprechen über die sog.<sup>1</sup> islamische und bedeckte Mode – ein Überbegriff für einen Diskurs<sup>2</sup>, unter den vielfältige vestimentäre Praktiken subsumiert werden. Diese Praktiken erhielten seit 2013 in den deutschsprachigen Medien eine erhöhte Visibilität, indem beispielsweise wie von Weber über Modenschauen berichtet wird, auf denen das Model Halima Aden lief – „the first hijab-wearing high-fashion model on runways in New York and Milan“ (Camhi 2017) – oder wenn große Modekonzerne wie Dolce & Gabbana Hijabs, Abayas und Burkinis auf den Markt brachten (Milligan 2016), oder durch die Werbung *Close the Loop* von H&M (2015), in der zum ersten Mal Mariah Idrissi, ein muslimisches Model mit Kopftuch, für H&M warb. In Webers Aussagen sind viele Annahmen vorzufinden, die aus dem Diskurs über ‚den Kopftuchstreit‘<sup>3</sup> bekannt sind. Religion wird hierbei als eine Institution verstanden, die insbesondere Frauen\* unterdrücke und von der sie befreit werden müssten. In dieser Logik scheinen Religion und Mode unvereinbar, erstere stehe für Vorschriften und Tradition und letztere für die Befreiung von Zwängen und für Fortschritt. Ein Kopftuch als religiöses wie auch modisches Zeichen zu interpretieren, scheint in dieser Leseweise eine Unmöglichkeit. Diese dichotome Logik wird medial seit geraumer Zeit von Bloggerinnen und Instagramerinnen herausgefordert, indem sie beispielsweise unter Hashtags wie den Kofferwörtern #Hijabista (Hijab+Fashionista) und #Mipster (Muslim+Hipster) oder #Hijabi, #chichijab, #islamicfashion, #modestfashion verschiedene Selbstporträts (Selfies) posten, die diese angeblichen Widersprüchlichkeiten vereinen. Diese Selbstrepräsentationen stehen im Widerstreit zum dominanten medialen Sprechen *über* ‚Musliminnen‘. Das Zitat von Weber ist einerseits ein Beispiel für dieses dominante Sprechen. Andererseits ist es ein Exempel dafür, wie Mode, Geschlecht und Religion ver- und entkoppelt wie auch essentialisierend gedacht werden können und wie mehr oder weniger stillschweigende Vorannahmen über Mode gewisse gesellschaftliche Positionen und Überzeugungen als ‚normal‘ und andere als abweichend davon konstruiert werden.

Um diesem statischen Verständnis von Mode gegenüberzutreten, gehe ich im Folgenden von einem performativen Verständnis aus: Mode als eine ästhetische und sozial

1 Im Folgenden werden Formulierungen wie „sog.“ oder einfache Anführungszeichen benutzt, um sich von pauschalisierenden Begriffen zu distanzieren.

2 Ich folge der Wiener Kritischen Diskursanalyse, die Diskurs als „empirische[n] Beschreibungsbegriff konzipiert und als kontextgebundene sprachliche oder sonstige semiotische Form sozialer Praxis“ begreift (Reisigl 2011: 479).

3 Beim ‚Kopftuchstreit‘ handelt es sich aber nicht um einen Streit, der sich auf Kopftücher oder Kopfbedeckungen per se bezieht, sondern auf Kopftücher, die von Musliminnen getragen werden. Die Hauptfrage, die zur Diskussion steht, ist, ob eine muslimische Frau\* „ein Kopftuch tragen bzw. sich verschleiern darf, soll oder gar muss“ (Jäger/Jäger 2007: 109).

# (Un)modelling Gender: Models zwischen Mode und Gesellschaft

## Zusammenfassung

Als *Technology of Gender* im Sinne von Teresa de Lauretis (1988) steht Modeln im Zeichen des kulturell konstruierten und gesellschaftlich ausgetragenen *Weiblichen*. Gerade im Kontext dieses geschlechtlich so deutlich markierten Handlungsraums werden gegenwärtig Genderstereotype dekonstruiert und Identitäten infrage gestellt. Dieser Beitrag fokussiert aus modetheoretischer Perspektive auf die kulturelle Rolle des Modells. Er setzt sich mit der These auseinander, dass es zu einer prägenden „Sozialfigur der Gegenwart“ im Sinne von Stephan Moebius und Markus Schroer (2010) geworden ist. Als solche adressiert das Modell durch seine breit aufgefächerte, intertextuelle bzw. intermediale Präsenz grundlegende Fragen bezüglich der gegenwärtigen Relation zwischen Mode und Identitätskonstruktionen.

### Schlüsselwörter

Modell, Vorbild, Mode, Körper, Weiblichkeit

## Summary

(Un)modelling gender: Models between fashion and society

As a *technology of gender* under Teresa de Lauretis's 1988 definition, fashion modelling can be considered as a field in which the *female* has traditionally been culturally constructed and socially staged. Nevertheless, modelling is currently turning into a practice in which gender stereotypes can be deconstructed and each identity formation can be questioned and challenged. The article assumes that fashion models have become central *social figures* of the present time, that is collective, intermedial and intertextual figures who address structural questions around the relationships between fashion and identity construction.

### Keywords

model, role model, fashion, body, femininity

## 1 Ex Cover Girls

Roland Barthes definierte 1967 in seinem Buch *Système de la Mode* (vgl. Barthes 1985) das Modell (bei ihm *cover girl*) als „seltenes Paradox“. Dieses Paradox entsprang der singulären Verknüpfung anhand seines Körpers zwischen individuellen und „institutionellen“ Eigenschaften bzw. der Kombination zwischen einem einzigartigen Körper und einer allgemeingültigen Körperabstraktion, einer „reinen Form“, wie Barthes schrieb, welche die einzige Funktion hatte, die Mode zu signifizieren (vgl. Barthes 1985: 266ff.).

Models können heute nicht mehr als eine *Funktion* betrachtet werden, die sich auf das Gebiet der Mode eingrenzen lässt. In der symbolischen Geografie der Mode haben sie sich im Laufe der Zeit zu komplexen Orten der Disziplinierung und Uniformierung von Körpern sowie der Konstruktion von Genderstereotypen gewandelt. So lassen sich wechselnde soziale Verhältnisse und Machtrelationen sowie epochale Wenden im Kontext der Medialität der Mode am Beispiel des Modelkörpers und dessen Inszenierungen besonders deutlich beobachten.

Dieser Beitrag fokussiert auf die soziokulturelle Rolle des Models und setzt sich mit der These auseinander, dass es zu einer prägenden „Sozialfigur der Gegenwart“ im Sinne von Stephan Moebius und Markus Schroer (2010) geworden ist: „Sozialfiguren sind zeitgebundene, historische Gestalten, anhand deren ein spezifischer Blick auf die Gegenwartsgesellschaft geworfen werden kann“ (Moebius/Schroer 2010: 8).

Durch ihre breit aufgefächerte, intermediale Präsenz adressieren Models grundlegende Fragen bezüglich der gegenwärtigen Relation zwischen Mode, Körpern und Geschlechtsidentitäten. Wie verschieben sich gegenwärtig die vom Model aktualisierten Bedeutungsebenen in den nun immer stärker vernetzten und partizipativen Räumen der digitalen Kultur? Wie tragen individuelle Körpererfahrungen dazu bei, den abstrakten Körper der Mode, von dem bei Barthes die Rede war, zu verändern? Und inwiefern sind wir alle, wie Christian Salmon (2010) behauptet, zu „Models“ geworden?

Das Wort „Models“ verweist meistens auf Weiblichkeitskonstruktionen, auch wenn es männliche Models gibt, die im Laufe der Modegeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts an Bedeutung und Popularität gewonnen haben. Dennoch konzentriert sich die Aufmerksamkeit unterschiedlicher Analysen zum Thema Model oft, wie Gertrud Lehnert beobachtet (1998: 95), auf das weibliche Model, was damit zusammenhängt, dass Models als *Technology of Gender* im Sinne von Teresa de Lauretis (1988) im Zeichen des kulturell konstruierten und gesellschaftlich ausgetragenen *Weiblichen* steht. Gerade im Kontext dieses geschlechtlich so deutlich markierten Handlungsraums werden dennoch gegenwärtig Genderstereotype dekonstruiert bzw. subvertiert. Wie lässt sich der normierte und normierende Körper des Models zur Entgrenzung von Geschlechterrollen und zur Abschwächung eindeutiger Zeichen des Geschlechtlichen umfunktionieren? Kann in Bezug auf die zeitgenössische Auseinandersetzung mit dem Models von Praxen des *Queering Gender* die Rede sein? Unter *Queering* verstehe ich hier hauptsächlich das Potenzial von performativen und genderkonstituierenden Handlungen, die Stabilität von Identitäten zu hinterfragen und diese als sich immer neu bildende, prekäre Konstruktionen darzustellen. Mit diesen Fragen werde ich mich im Folgenden anhand diverser Beispiele auseinandersetzen.

## 2 Das Tun der Models

Das kulturelle Interesse an Models ist nicht neu: Immer wieder hat diese Rolle Fantasien angeregt, leidenschaftliche Reaktionen hervorgerufen und Debatten initiiert. Die allgemeine Kritik an der Mode konzentriert sich immer wieder auf Models. Über ihre gleichzeitig öffentlichen und privaten Körper wurde und wird oft rücksichtslos diskutiert. Nicht nur Mode und Medien konstituieren Models zu passiven Objekten, sondern auch die Theorie, die sich mit ihnen auseinandersetzt. Als disziplinierte und der eigenen Individualität beraubte Frauen werden Models in diesen Kontexten fast ausschließlich als Opfer eines Systems betrachtet, von dem sie ferngesteuert werden. Selbst eindrucksvolle Performances von Models im Kontext von Modenschauen werden ausschließlich dem Genie des jeweiligen Designers zugeschrieben. Über ihre Professionalität sowie die von ihnen geleistete Arbeit wird selten gesprochen und über ihre aktive Rolle an der Gestaltung von Modebildern nur sporadisch nachgedacht (vgl. Entwistle/Wissinger 2012).



## Die Kleidung von Künstlerinnen und ihre Bedeutung für die Mode

### Zusammenfassung

Der Beitrag zeigt, dass der Habitus von KünstlerInnen impliziert, Individualität als künstlerische Selbstbekräftigung zu inszenieren, wobei Kleidung eine wichtige Rolle spielt. Eine These lautet, dass sich dies bei Künstlerinnen zunächst anders ausnimmt als bei Künstlern, weil die Tradition schöpferischer Hervorbringung männlich dominiert ist. An Beispielen wird verdeutlicht, dass von Künstlerinnenkleidern wichtige Impulse für die Mode ausgehen können. Gegenstand der Recherche und Analyse sind Selbstzeugnisse und Werke von Künstlerinnen, Fotografien, Modekollektionen und Sekundärliteratur. Aussagekräftige Einzelfälle werden beleuchtet, wobei der systematische Aspekt gegenüber dem historischen im Vordergrund steht. Es stellt sich heraus, dass die vestimentären Inszenierungen von KünstlerInnen der professionellen Selbstermächtigung dienen. Da diese Selbstermächtigung den Künstlerinnen lange Zeit verwehrt war, wurden spezielle Formen der Appropriation entwickelt. In der Gegenwart lassen sich allerdings vielfältige Nachwirkungen von KünstlerInnenkleidern auf die Mode erkennen.

#### *Schlüsselwörter*

Künstlerinnen, Habitus, Patriarchale Muster, Selbstinszenierung, Kleidung, Mode

### Summary

The clothes of women artists and their impact on fashion

This article aims to show the important role of clothing for the habitus and self-enactment of artists and women artists. The assumption is that it is more difficult for women artists to fulfil the modern demand for noticeable self-presentation. The reasons for this are analyzed and examples are used to demonstrate that fashion designers are inspired by women artists' individuality in clothing. The subject matter of my research and analysis is personal testimonials and writings by women artists, secondary literature, photographs, art pieces and fashion collections. The focus is on a systematic analysis. The article shows that women artists have to put up with being excluded on account of patriarchal patterns and structures in the world of literature and art. That is the main reason why they developed strategies for appropriating clothing. Different strategies of self-enactment arose. Individual items of clothing are inspirational for both women and men fashion designers and continue to exert an influence on fashion today.

#### Keywords

women artists, habitus, patriarchal patterns, self-enactment, clothing, fashion

## Einführung

Im Kontext ästhetischer Kultur personifiziert eine gesellschaftliche Gruppe seit dem Übergang zur Moderne Stil und Avantgarde auf auffällige Weise. Gemeint sind die KünstlerInnen und SchriftstellerInnen, die nicht nur durch ihr kreatives Schaffen, sondern auch durch ihren besonderen Habitus und Lebenswandel eine Sonderstellung innerhalb der Gesellschaft einnehmen. Der Soziologe Georg Simmel erwähnt in seinem Text „Philosophie der Mode“ aus dem Jahr 1905 den von ihm so bezeichneten „Demi-

monde“. Er zähle zu denjenigen Gruppen der Gesellschaft, die sich aufgrund ihrer Marginalisierung auf besondere Weise der Mode verschrieben hätten (Simmel 1995: 25). Zu Zeiten Simmels mögen auch Bohème-Kreise, in denen KünstlerInnen und SchriftstellerInnen verkehrten, dazugezählt haben. Im Fortgang des 20. Jahrhunderts verbindet sich mit dem KünstlerInnenbegriff noch deutlicher das Individuum, das seine Zeit überschreiten will. Wie der Philosoph Hans Blumenberg schreibt, ist die moderne Welt geprägt vom Begriff der „Erfindung“, von der Vorstellung des Hinausgehens über das Bestehende. Er spricht von der Kraft des Impulses, „der auf Artikulation eines radikalen Selbstverständnisses des Menschen drängt“ (Blumenberg 1996: 57). Für Blumenberg ist damit die Grundlage für die Idee des „schöpferischen Menschen“ gelegt. Man kann diese Disposition hin zum Neuen und Besonderen mit Simmels Definition der Dynamik der Mode in Verbindung bringen: Aus Simmels Sicht basiert Mode bekanntlich immer auf den sich widersprechenden Tendenzen zur Nachahmung einerseits und zur Differenzierung andererseits. Unter Berücksichtigung der von Blumenberg konstatierten Disposition der Moderne, in der Kunst stetig Neues erfinden zu müssen, kann man folglich vermuten, dass die KünstlerInnen eine solche Haltung verinnerlichen und sich in Abgrenzung vom Geschmack der Menge definieren. In Simmels prägender Opposition der Mode würden sie damit eher zum Pol der Differenzierung neigen und dies in unterschiedlichster Weise verkörpern.

Die Frage, ob in der Kleidung von KünstlerInnen dementsprechend individuelle Merkmale eine besondere Rolle spielen und ob sie exemplarisch mögliche Modelle für Identitäten, insbesondere für neue Formen der Inszenierung von Gender, zur Aufführung bringen kann, soll im Folgenden erörtert werden. Die Kleidung von KünstlerInnen muss dabei nicht in erster Linie modisch sein, sie kann sogar eine dezidierte Anti-Mode implizieren, aber eben deshalb mag sie für einen individuellen, ästhetisch avancierten Stil stehen. Die Besonderheit könnte dazu führen, dass die entsprechende Kleidung schließlich auch auf die Mode inspirierend wirkt, da diese ein gesellschaftlich und ökonomisch legitimes Spiel ästhetischer Formen ist, das ständig neue Anstöße braucht, um Angebote für alle erdenklichen vestimentären Selbstinszenierungen zu unterbreiten.

Doch in welcher Weise haben Künstlerinnen überhaupt teil an der Konstruktion avancierter Selbstinszenierung? Der Künstler und Kunsttheoretiker Sven Drühl legt in dem Aufsatz „Die individuelle Künstleruniform“ eine Untersuchung von Künstlerkleidern vor, die sich ausschließlich auf Männer bezieht (Drühl 2005). Die Betrachtung der Kleider von Künstlerinnen und Schriftstellerinnen stellt folglich eine notwendige Ergänzung von Drühls interessanten Überlegungen dar. Da Frauen tatsächlich lange Zeit aus dem Bereich der schöpferischen Menschen ausgeschlossen waren, stellt sich unter anderem die Frage, wie Künstlerinnen überhaupt jene professionelle Individualisierung zustande bringen sollen, die Voraussetzung für eine entsprechende Selbstinszenierung wäre. Diese Problematik wird bis heute im Kunstbetrieb als Schwierigkeit wahrgenommen (Hassler 2017). Eine These dieses Beitrags besteht in der Annahme, dass schöpferische Frauen im Hinblick auf die besonderen Umstände und Schwierigkeiten ihrer professionsbedingten Selbststilisierung zunächst anders mit Kleidung umgehen mussten als ihre Kollegen. Damit wird kein genereller Unterschied in der Haltung der Geschlechter zu Kleidung behauptet. Ganz im Gegenteil: Die kulturhistorischen und gesellschaftlichen Umstände bringen auch in diesem Fall besondere Konstruktionen

Folke Brodersen

## Gestalt(ung) des Coming-out. Lesbische und schwule Jugendliche und junge Erwachsene in der Ökonomie der Sichtbarkeit

### Zusammenfassung

Coming-out stellt insbesondere für lesbische und schwule Jugendliche und junge Erwachsene eine relevante Aushandlung mit Umfeld und Welt dar. Der Beitrag untersucht das Erleben und Gestalten dieser Praxis. Die Sekundäranalyse 19 problemzentrierter Interviews zeigt, dass Coming-out als Problem des Spektakels hervorhebender Dramatisierung und des unausweichlichen Drucks gedeutet wird. Strategien der Heteronormalisierung, der Usurpation und der Aussetzung der Seinsrelation reagieren auf diese Problematisierungen und setzen sie teilweise außer Kraft. Die Fallstricke der Sichtbarkeit als Politikum, Authentizitätsanforderung und unhintergehbare Tatsache verweisen dabei auf eine gesellschaftliche Wandlung – eine Transformation der Ökonomie der Sichtbarkeit. Trotz – oder gerade wegen – der Vielzahl sich outender Stars und Aktivist\_innen, Familien- und Freundschaftserzählungen sind nicht Lesbisch- und Schwul-Sein selbstverständlicher geworden, sondern die Praxis des Coming-outs. Der Akt der Herstellung von Sichtbarkeit hat eine Eigenständigkeit entwickelt und ist nun selbst Zeichen der Homosexualität.

### Schlüsselwörter

Coming-out, Sichtbarkeit, Queer Studies, Jugendforschung

### Summary

Shape/shaping of coming out. Lesbian and gay adolescents and young adults in the economy of visibility

Coming out represents a relevant negotiation with the social environment and the world for lesbian and gay adolescents and young adults in particular. The article focusses on how this practice is experienced and shaped. Secondary analyses of 19 problem-centred interviews indicate that coming out is interpreted as a problematic dramatization of an event and as the inevitable pressure to come out. Some of the interviewees reacted to their problematization by adopting the strategies of hetero-normalization, usurpation and the negation of an identitarian relation. The requisition of visibility as a political practice, authentic self-display and indisputable fact suggest that society is undergoing change – a transformation of the “economy of visibility”. Despite – or because of – the countless outings of activists and stars, the narratives of families and friends, it is not being lesbian or gay which is now taken as a matter of course, but the practice of coming out. The act of becoming visible has itself become the signum of homosexuality.

### Keywords

coming out, visibility, queer studies, youth studies

## 1 Narrative des Coming-outs

Dass ein Coming-out überflüssig wird. // I: Mhm. // C: Dass ich quasi (.) mich nicht outen muss, sondern (.) es [jemanden lieben und dies öffentlich zeigen] halt einfach mache und es wird nicht gefragt, sondern- weil es selbstverständlich ist. (Christoph: 20)<sup>1</sup>

1 Alle Namen sind anonymisiert. Die weitere Angabe ist die Seitenzahl des Transkripts.

Mit dem Satz „dass ein Coming-out überflüssig wird“ beantwortet Christoph die Frage, ob und warum sich Schwule und Lesben politisch engagieren sollten. Sein Resümee verdeutlicht den Wunsch nach einer Unhinterfragtheit gleichgeschlechtlicher Romantik und Nähe in der Öffentlichkeit. Er verbindet damit zugleich ex negativo die für ihn unumgängliche Notwendigkeit eines Coming-outs. Diese, als anstrengend antizipierte Auseinandersetzung mit Eltern, Freund\_innen und Gesellschaft, ist in seinen weiteren Erzählungen sodann auch nicht intrinsisch motiviert, sondern wird von seinem Psychotherapeuten angeleitet. Auf Christophs Argument „Naja, es reicht doch eigentlich, dass ich das weiß“ (3) hätte dieser mit dem Beispiel eines korpulenten deutschen Politikers geantwortet: Die Verweigerung des Coming-outs drücke jeweils aus, nicht „mit sich selbst im Reinen“ (3) zu sein, und hätte psychisch wie physisch „kein schönes Leben“ zur Folge.

Christophs Geschichte enttäuscht dominante Narrative gelungener Coming-out-Erzählungen: Er rekurriert weder auf ein aus der ersten oder zweiten Schwulenbewegung tradiertes Argument, nachdem eine Emanzipation von der Heteronormativität oder gar deren Überwindung durch die Provokation schwuler Differenz möglich sei (Dobler/Rimmele 2008; Griffiths 2012). Noch verwendet er das zunehmend nach der AIDS-Krise etablierte, medial idealisierte Narrativ einer sich im Selbst manifestierenden und anschließend nach außen drängenden sexuellen Identität (Woltersdorff 2013). Seine Erzählung zeigt stattdessen die Durchsetzungskraft entwicklungspsychologischer (exemplarisch Cass 1984; Biechele 2005; Watzlawik 2004) und gesundheitsbezogener (exemplarisch Bochow et al. 2011) Diskurse, die Coming-out als Element eines positiven Selbstbewusstseins, Folge einer notwendigen vereindeutigenden Selbsterkenntnis und subkultureller Einbindung markieren. Coming-out ist über die Zuschreibung einer vielgestaltigen Schutzfunktion für Selbst, Psyche, Physis und Sex nicht mehr auf den immanenten Wunsch angewiesen, sondern kann exmanent begründet und eingefordert werden.

Christophs Fallbeispiel steht exemplarisch für eine Veränderung des gegenwärtigen Formats von Coming-out. Dessen Deutung und Bearbeitung verschieben sich innerhalb der Kontexte wie der affirmativen Intervention des Therapeuten und hinsichtlich der aktuellen Organisation der (Un-)Sichtbarkeit von Schwulen und Lesben. Dies betrifft insbesondere Jugendliche und junge Erwachsene, die sich erstmalig und damit ohne habituierte Routine mit Coming-out auseinandersetzen.<sup>2</sup> Der nachfolgende Beitrag möchte die genaue Beschreibung einer derartigen Transformation aufzeigen und fragt deshalb: Wie erleben und gestalten Jugendliche und junge Erwachsene derzeit Coming-out, sprich die Enttäuschung der normativen Annahme der Heterosexualität, und welche veränderten Strukturlogiken zeigen sich darin? Stellt somit „die Praxis des Coming-outs [eine] relevante Bewältigungsstrategie [dar], mit der [Jugendliche] versuchen im Rahmen heteronormativer Verhältnisse für sich und andere sozial verständlich bzw. lesbar zu werden“ (Kleiner 2015: 36), wie Bettina Kleiner für den Kontext der Schule herausarbeitet? Oder handelt es sich, mit Volker Woltersdorffs Literaturanalyse, um eine „ermächtigende

2 So findet ein erstes Coming-out in der Kohorte der 14- bis 27-Jährigen im Jahr 2015 im Durchschnitt im Alter von 17 Jahren statt (Krell/Oldemeier 2015). Da es sich zum Zeitpunkt des ersten Coming-outs somit zumeist noch um Jugendliche handelt, wird dieser Terminus im Folgenden als verkürzte Bezeichnung für die befragten Jugendlichen und jungen Erwachsenen verwendet. Zur spezifischen Situierung des Coming-outs im Erwachsenenalter siehe Krell (2014).

# Gerechtigkeitsvorstellungen im Lebenszusammenhang – eine geschlechtersoziologische Perspektivenerweiterung am Beispiel von Für- und Selbstorgearrangements prekär Beschäftigter

## Zusammenfassung

Fragen der Un-/Gerechtigkeit v. a. in der Erwerbssphäre sind (wieder) auf die politische Agenda gerückt. Ausgehend von der geschlechtersoziologischen Kritik an einem engen Arbeitsbegriff plädieren wir dafür, Gerechtigkeitsvorstellungen im Lebenszusammenhang zu betrachten. Wir fragen, welche Missstände *aus einer Perspektive des Lebenszusammenhangs* als ungerecht erfahren werden, basierend auf narrativen Interviews mit prekär Beschäftigten, die wir in einem hermeneutischen Auswertungsprozess interpretierten. Wir rekonstruieren, welche Missstände die Befragten als nicht erfüllte Gerechtigkeitsansprüche erheben und welche nur als nicht erfüllte Wünsche, wobei wir Sorgearrangements ins Zentrum stellen. Anhand dreier Fallbeispiele zeigen wir, dass nur Fürsorge normative Kraft entfalten kann, während zur Einforderung angemessener Bedingungen zur Selbstsorge meist normative Rahmen fehlen. Fürsorge ist zudem vergeschlechtlicht und aus dem Anspruch, gute Pflege zu leisten, kann selbstdestruktives Potenzial erwachsen. Gesellschaftspolitisch ist zu fragen, wie normative Rahmen für angemessene Selbstsorge und gerechte Bedingungen für selbstsorgsame Pflege von Anderen etabliert werden können.

### *Schlüsselwörter*

Gerechtigkeit, Fürsorge, Selbstsorge, Anerkennung, Arbeitsgesellschaft, Prekäre Beschäftigung

## Summary

Conceptions of justice in life arrangements – A broad gender-sociological perspective using the example of the (self-)care arrangements of precarious workers

Issues around justice and injustice in the work sphere are (back) on the political agenda. While focusing on conceptions of justice, we argue in favour of giving explicit consideration to *life arrangements* and, thus, to (self-)care. Thereby we relate to the feminist critique of a narrow definition of work applied in social sciences. We ask what people perceive as being unjust in terms of life arrangements. Narrative interviews with precarious workers form our empirical basis. We analysed the interviews in a multi-level hermeneutical process. Based on three empirical examples, we reconstruct which aspects of life arrangements qualify as a claim of in/justice and which are only defined as unfulfilled wishes. We demonstrate that a normative framework is only available for care work. By contrast, no such normative framework is available when it comes to putting in place appropriate conditions for self-care. However, care arrangements are highly gendered and the claim for good care work has the potential to be destructive for the care-giving person. We ask, from a socio-political perspective, how normative frameworks for decent self-care and fair conditions of “self-caring” care can be established.

### *Keywords*

justice, care, self-care, recognition, working society, precarious employment

Ein zentrales und umkämpftes Versprechen des Kapitalismus lautet, dass Gerechtigkeit auf Leistung in der Erwerbssphäre basiere. In dieser werden seit den 2000ern mit dem Sozialstaatswandel unsichere Beschäftigungsverhältnisse ausgebaut, was sozialwissenschaftlich mit den Begriffen Prekarität und Prekarisierung (Motakef 2015) beschrieben wird. Für Castel (2000) gefährdet Prekarisierung den sozialen Zusammenhalt von Gesellschaften. Prekär Beschäftigte stünden in permanenten Bewährungsproben und auch sicher Beschäftigte würden verunsichert. Ändern sich durch Prekarisierung auch die Gerechtigkeitsansprüche von Beschäftigten an Erwerbsarbeit? Verliert das Prinzip der Leistungsgerechtigkeit an Bedeutung, wenn Leistung immer seltener mit erwerbsbezogenen Sicherheiten belohnt wird? Mit diesen Fragen beschäftigen sich einige empirische Studien aus der Arbeits- und Industriesoziologie (Hürtgen/Voswinkel 2014; Kratzer et al. 2015), die aber überwiegend sicher Beschäftigte betrachten.

Die geschlechtersoziologische Prekarisierungsforschung betont, dass Prekarisierung und Prekarität nicht auf die Erwerbssphäre zu reduzieren sind, sondern die gesamte prekäre Lage zu betrachten ist (Motakef 2015). Neben Einkommen und prekärer Erwerbsarbeit sollen auch Gesundheit, Paar-, Familien- und Freundschaftsbeziehungen sowie Sorge berücksichtigt werden. Erst aus einer Perspektive auf den *gesamten Lebenszusammenhang* (Klenner/Menke/Pfahl 2012) lässt sich ein umfassendes Verständnis für Prekarität entwickeln.

Wir plädieren für eine *geschlechtersoziologische Perspektivenerweiterung* der mit Gerechtigkeit befassten Arbeits- und Industriesoziologie und der empirischen Gerechtigkeitsforschung, die wir im Folgenden vorstellen. Wir gehen davon aus, dass Gerechtigkeitsansprüche in einer Sphäre erst aus einer Perspektive auf den gesamten Lebenszusammenhang verständlich werden. Zudem können neben Erwerbsarbeit weitere Dimensionen des Lebenszusammenhangs Gegenstand von Gerechtigkeitsansprüchen sein. In diesem Beitrag fokussieren wir, auch wenn wir vom gesamten Lebenszusammenhang ausgehen, die Dimensionen der *Fürsorge* und *Selbstsorge*. Dabei stellen wir Gerechtigkeitsansprüche von prekär Beschäftigten ins Zentrum. Wir vermuten, dass sich Gerechtigkeitsvorstellungen gerade in Auseinandersetzung mit Missständen entfalten, dabei jedoch nicht immer in allen Dimensionen virulent werden. Unsere Forschungsfrage lautet, welche Missstände aus einer Perspektive des Lebenszusammenhangs von prekär Beschäftigten als ungerecht erfahren werden – und wie Geschlecht dabei relevant wird. Die Daten stammen aus dem von der DFG finanzierten Projekt „Ungleiche Anerkennung? ‚Arbeit‘ und ‚Liebe‘ im Lebenszusammenhang prekär Beschäftigter“ (WI2142/5-1). In den Interviews fokussierten wir Erfahrungen der Nicht-/Anerkennung in den verschiedensten Lebensbereichen.

Im ersten Abschnitt skizzieren wir den Forschungsstand, im zweiten Abschnitt stellen wir unsere Forschungsheuristik ‚Gerechtigkeitsvorstellungen im Lebenszusammenhang‘ vor. Anschließend präsentieren wir drei exemplarische Fälle, um die Bedeutung des Lebenszusammenhangs und der Für- und Selbstsorge für Gerechtigkeitsvorstellungen empirisch aufzuzeigen. Der Beitrag schließt mit einer Diskussion der Ergebnisse und einem Ausblick.

# LGBTIQ\*-Wähler\*innen in Berlin und Wien. Politische Präferenzen, Parteienwettbewerb und elektorale Resonanz

## Zusammenfassung

Die vorliegende explorative Studie widmet sich dem Wahlverhalten von LGBTIQ\*-Personen im Kontext der Abgeordnetenhauswahl in Berlin (2016) und der Gemeinderatswahl in Wien (2015). Untersucht wird erstens die queer-politische Agenda der Parteien und zweitens das Wahlverhalten von LGBTIQ\*, einer bislang in der Wahlforschung weitestgehend ignorierten Bevölkerungsgruppe. Der Vergleich der untersuchten Wahlprogramme zeigt, dass queer-politische Themen Marker für Differenz und Konkurrenz im Parteienwettbewerb darstellen. Die Ergebnisse der Onlinebefragung zeigen, dass die Methode eines selbstselektiven Samples geeignet ist, um die politischen Präferenzen von LGBTIQ\*-Personen zu untersuchen. Die Parteipräferenz für grüne Parteien ist sowohl in Berlin als auch in Wien ausgeprägt. Jenseits dessen gibt es indes in Berlin wie auch in Wien LGBTIQ\*-Personen, die rechtspopulistische Parteien und Positionen unterstützen.

### *Schlüsselwörter*

Queer Studies, Wahlforschung, Österreich, Deutschland, LGBTIQ\*

## Summary

LGBTIQ\* voters in Berlin and Vienna. Political preferences, competition between political parties and electoral resonance

This explorative study investigates the electoral behaviour of LGBTIQ\* individuals in the context of state parliamentary elections in Berlin (2016) and municipal elections in Vienna (2015). We investigate both the competing parties' queer agendas and the electoral behaviour of the LGBTIQ\* community, a population group which is generally neglected in electoral studies. A comparative analysis of the parties' election manifestos shows that queer political issues are markers of difference and competition between parties. The findings of the online survey prove that the methodology of a self-selective sample is suitable for studying the political preferences of LGBTIQ\* individuals. Their preference for Green parties is pronounced both in Berlin and Vienna. Beyond that, however, LGBTIQ\* individuals in Berlin and in Vienna also support right-wing populist parties and positions.

### *Keywords*

queer studies, electoral research, Austria, Germany, LGBTIQ\*

## 1 Einleitung<sup>1</sup>

Bislang gibt es kaum empirische Studien zum Wahlverhalten und zu politischen Präferenzen der LGBTIQ\*<sup>2</sup>-Community. Angesichts der Tatsache, dass die Wahlforschung

- 1 Wir bedanken uns bei Ute Kernler für die wertvolle Unterstützung bei der Erarbeitung dieses Beitrages. Unser Dank gilt weiterhin Michael Hunklinger (Donau-Universität Krems) und Tina Olteanu (Universität Wien), mit denen wir gemeinsam an dem Projekt der LGBTIQ\*-Wahlstudien arbeiten.
- 2 LGBTIQ\* steht hier für Lesbian, Gay, Bisexual, Trans\*, Intersex\*, Queer.

einer der etabliertesten Zweige der Politikwissenschaft ist und es sich bei LGBTIQ\* um eine numerisch und sozial relevante Gruppe handelt, ist dies einerseits erstaunlich. Andererseits hängt dies mit methodischen Problemen zusammen, die eine Analyse dieser sogenannten Spezialpopulation erschweren.

Der vorliegende Beitrag widmet sich anhand der Beispiele der jeweils jüngsten Gemeinderatswahl in Wien (11.10.2015) und der Abgeordnetenhauswahl in Berlin (18.09.2016) den Befunden zweier explorativer Studien zum Wahlverhalten von LGBTIQ\*-Personen in Berlin und Wien<sup>3</sup>: Welches Angebot machen die antretenden Parteien an LGBTIQ\*-Wähler\*innen? Und wie wählen LGBTIQ\*-Wähler\*innen überhaupt? Im Folgenden geht es demnach nach einer kurzen Darstellung der Erhebungsmethode insbesondere um die queer-politische Agenda der Parteien bei den beiden untersuchten Wahlen und anschließend um deren Resonanz bei LGBTIQ\*-Wähler\*innen. Zwar zeigt sich, dass Parteien mit einer progressiven LGBTIQ\*-Agenda auch wesentlich mehr Zustimmung bei LGBTIQ\*-Wähler\*innen erfahren; jedoch sind für den Beitrag angesichts aktueller parteipolitischer Entwicklungen in Deutschland und Österreich auch die Affinitäten zu rechtspopulistischen Tendenzen von besonderem Interesse.

## 2 Datenerhebung und Datenanalyse

Die empirische Wahl- und Einstellungsforschung basiert im Wesentlichen auf Umfragen; die Datenerhebung erfolgt meist durch computergestützte Telefoninterviews (CATI). Dieses Instrument der Datenerhebung ist für die Untersuchung von LGBTIQ\*-Wähler\*innen nicht geeignet, da Voraussetzung für die Durchführung einer repräsentativen Umfrage ist, dass Daten über die Grundgesamtheit verfügbar sind. Aus nachvollziehbaren Gründen ist jedoch diese Voraussetzung in Bezug auf LGBTIQ\*-Personen nicht gegeben – es ist nicht bekannt, wie viele LGBTIQ\*-Personen in einem bestimmten Gebiet tatsächlich leben. Aufgrund der (Straf-)Verfolgung von nicht-heterosexuellen Menschen in der Vergangenheit (Gammerl 2010; Rathkolb/Ardelt 2016) und der weiterhin anhaltenden Diskriminierung von LGBTIQ\*-Personen (Antidiskriminierungsstelle des Bundes 2017; Heitmeyer 2012; Decker/Kiess/Brähler 2016) werden bei der Erhebung demografischer Daten in der Regel keine Daten zur geschlechtlichen Identität (Gender), zur sexuellen Orientierung und zu Beziehungsformaten jenseits des personenstandsrechtlichen Familienstandes erhoben. Dies ist plausibel, da allen garantierten Grundrechten und Antidiskriminierungsstandards zum Trotz ein Coming-out gegenüber Behörden nach wie vor angstbehaftet bleibt bzw. als ein unangemessener Eingriff in die Privatsphäre gedeutet wird (Bager/Elsuni 2017; Klages 2015).

Insofern sind also derzeit lediglich Schätzungen verfügbar, wie hoch der Anteil der LGBTIQ\* an der Gesamtbevölkerung ist. Die jüngste Hochrechnung geht davon aus, dass sich in Deutschland 6,4 Prozent der Männer und 8,4 Prozent der Frauen als LGBT<sup>4</sup> identifizieren; in Österreich sind es 5,5 Prozent der Männer und 6,8 Prozent der Frau-

3 Weitere Informationen zum Projekt, weitere Ergebnisse der Studien sowie Presseberichte finden sich unter [www.lgbtiq-wahlstudie.eu](http://www.lgbtiq-wahlstudie.eu).

4 Dalia Research verwendet die Abkürzung LGBT für „Lesbian, Gay, Bisexual and Transgender community“ (Dalia Research 2016).



## Normalisierung versus Normativität? Dem konstitutiven Außen Rechnung tragen

### Zusammenfassung

Michel Foucaults Unterscheidung zwischen Normativität und Normalisierung im Sinne je unterschiedlicher Machttechniken ist in neuere Gegenwartsdiagnosen eingeflossen. Ziel des Beitrags ist es, diese Unterscheidung als aus intersektionaler Sicht zutiefst problematisch zu erweisen. Dazu nehme ich in methodischer Hinsicht eine von der Arbeit Judith Butlers geprägte Perspektive auf Normativität und die für sie konstitutiven Ausschlüsse ein. Der Fokus meiner Analyse liegt neben der Foucaultschen Begriffsbildung auf deren Weiterentwicklung durch Jürgen Link und insbesondere durch Gundula Ludwig; in Gestalt von Ludwigs Unterscheidung zwischen Heteronormativität und Heteronormalisierung. Zentrales Ergebnis der Analyse ist, dass die letztere Unterscheidung – wie auch die Foucaultsche Unterscheidung zwischen Normativität und Normalisierung – fälschlicherweise impliziert, Normalisierung sei post-normativ. In meiner Diskussion dieses Befundes schlage ich vor, die von Ludwig entwickelte Unterscheidung durch eine Unterscheidung zwischen Heteronormalisierung und *Heteronormation* zu ersetzen – wobei diese zwei Machttechniken *beide* als konstitutiv (*hetero-)normativ* zu verstehen sind.

#### *Schlüsselwörter*

Normalisierung, Normativität, Michel Foucault, Jürgen Link, Gundula Ludwig, Judith Butler

### Summary

Normalization vs. normativity? Taking account of the constitutive outside

Michel Foucault's distinction between normativity and normalization has influenced recent diagnoses of the present. The article aims to demonstrate that this distinction is deeply problematic from an intersectional point of view. Methodologically, I approach the subject from a Butlerian perspective upon normativity and the exclusions which are constitutive of the latter. The analysis focuses on the aforementioned Foucauldian distinction as well as on how it has been developed by Jürgen Link and especially Gundula Ludwig, who introduced a further distinction between heteronormativity and heteronormalization. The key result of my analysis is that the latter distinction – like Foucault's – incorrectly implies that normalization is post-normative. In my discussion of that result, I propose remedying this problem by reframing the terminology developed by Ludwig into a distinction between heteronormalization and *heteronormation*, on the understanding that *both* of these technologies of power are constitutively (*hetero-)normative*.

#### *Keywords*

normalization, normativity, Michel Foucault, Jürgen Link, Gundula Ludwig, Judith Butler

## 1 Einleitung

Michel Foucaults Unterscheidung zwischen Normativität und Normalisierung im Sinne je unterschiedlicher Machttechniken ist in neuere Gegenwartsdiagnosen eingeflossen. Ziel des vorliegenden Beitrags ist es, diese Unterscheidung als aus intersektionaler Perspektive zutiefst problematisch zu erweisen. Denn sie impliziert fälschlicherweise, Nor-

malisierung sei post-normativ. Damit werden die für die neoliberale Gouvernementalität konstitutiven sozialen Ausschlüsse unsichtbar gemacht – welche Foucault in seinen Vorlesungen zur Gouvernementalität, in denen er diese Unterscheidung vornahm (Foucault 2006b: 88–98), übergibt.

Um diese These zu begründen, setze ich mich zum einen in Form eines *close reading* eingehend mit Foucaults Unterscheidung zwischen Normativität, Normation und Normalisierung auseinander, die er in Abweichung von seiner früheren – aus meiner Sicht sehr viel produktiveren – Charakterisierung von Normalisierung als *zutiefst von Normen bestimmt* vornahm. Zum anderen zeige ich unter Bezugnahme auf Jürgen Link (1998, 2013) sowie ausführlicher am Beispiel von Gundula Ludwig (2016), dass Gegenwartsdiagnosen, die Foucaults spätere Unterscheidung zwischen Normativität und Normalisierung übernehmen, damit auch die kritikwürdige Implikation übernehmen, Normalisierung sei nicht-normativ (i. S. v. frei von bewertenden Normen). Schließlich lege ich unter Verweis auf Judith Butlers Auffassung von Normativität dar, inwiefern Normalisierung *konstitutiv normativ ist*. Ich schlage vor, Ludwigs queertheoretische Gegenwartsdiagnose durch die These zu korrigieren, dass im Neoliberalismus (Hetero-) Normalisierung und (Hetero-)Normation Hand in Hand gehen, wobei sie *als biopolitisches Tandem normativ* operieren. Durchweg geht es mir um eine begriffliche Analyse des Verhältnisses zwischen Normalisierung (bzw. „Normalismus“ bei Link) und Normativität sowie um die Frage, inwieweit die von mir diskutierten (Post-)Foucaultschen Begrifflichkeiten zeitdiagnostisch adäquat sind.

## 2 Gegenwartsdiagnosen im Anschluss an Foucault: Normalisierung versus Normativität?

Gegenwartsdiagnosen, die an Foucault anknüpfen, stellen mitunter die Begriffe der Normalisierung und der Normativität einander gegenüber, wobei sie diese Begriffe im Sinne voneinander potenziell unabhängiger Machttechniken fassen (Ludwig 2016; Engel 2002; s. auch Link 2013; Lorey 2011) – d. h. als einander auf begrifflicher Ebene wechselseitig äußerlich. Zum Teil operiert diese Gegenüberstellung als Dichotomie, bei der der dritte Begriff, den Foucault von jenen der Normalisierung und der Normativität unterschied – derjenige der Normation – auf der Strecke bleibt (Ludwig 2016; Bargetz/Ludwig 2015; Engel 2002). Manche Autor\_innen identifizieren die Gegenwart primär mit der Normalisierung (Ludwig 2016) bzw. in Jürgen Links Fall mit einem ‚flexiblen Normalismus‘ im Unterschied zu einem rigideren ‚Protonormalismus‘ (2013). (Der letztere Begriff entspricht weitgehend dem Foucaultschen Begriff der Normation, insofern beide Begriffe eng an Foucaults Analysen von Disziplinarregimen angelehnt sind (Link 1998: 266; Foucault 2006b: 89–90).) All dies gilt es zu problematisieren, wobei ich den vernachlässigten Begriff der *Normation* wieder aufgreifen möchte.

Auf Link gehe ich hier aufgrund der weitläufigen Rezeption seiner Theorie des Normalismus ein, welche an Foucault anschließt; auf Ludwig deshalb (und in größerer Ausführlichkeit), weil es sich bei ihrer Analyse um eine relativ neue und dabei aus meiner Sicht besonders gelungene – zugleich queertheoretische und rassismuskritische – Gegenwartsdiagnose handelt, deren intersektionale Perspektive jedoch durch die von